

Der verkehrte Jakob Stockauer [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 44

PDF erstellt am: **18.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645176>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 44
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
31. Oktober
1931

Ein Blatt für heimatische Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder. Buchdruckerel. in Bern.

Blätter fallen. — —

Von Maria Dutli-Rutishauser.

Blätter fallen von den müden Bäumen,
Wandrer kehren ihrer Heimat zu,
Und in stiller, hingegohner Ruh
Scheinen Wieß' und Wald im Schlaf zu träumen.

Blätter fallen! — Auch am Lebensbaum
Stirbt ein Sehnen, das kein Sommer stillt,
Sällt ein Hoffen heiß und unerfüllt —
Lenz und Sommer waren nur ein Traum!

Winters Ruhe wird die Blätter hüllen
In des Schnees sanften, weißen Flaum —
Und ein stiller, dunkler Totenbaum
Wird sich einst mit deinem Hoffen füllen.

Der verkehrte Jakob Stockauer.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

2

II.

Was ist dem Glückspilz Jakob Stockauer unguutes widerfahren, daß er heute, während der klare Maimorgen sich mit ein paar Sonnenstrahlen bis in den Stall der Schmalzbodenschuer hineinwagt, wie ein Pfahl im schmalen Seitengängelein steht und, die Hände um den Furkentiel verkrampft, als ein richtiger verkehrter Jakob vor sich hin ins Leere stiert? Es muß etwas Ungeheuerliches sein, denn am vergangenen Abend noch, wo doch der Regen wie aus einer grauen Wand mit Weltuntergangsgeseufze niedertröf, hat er beim Viehputzen gesungen und gepfiffen, als wäre er vom Herrgott besonders dafür angestellt, beim bösen Spiel für gute Laune zu sorgen. Freilich, es hatte ja gestern abend niemand mit der Möglichkeit gerechnet, daß die Wolken über Nacht abziehen könnten und daß ein giftiger Spätreif die jungen Kartoffeltriebe auf dem Sandader und die saftiggrünen Schmalzbohnen im Hausgarten verderben würde. Aber Jakob Stockauer pflegte bis jetzt in ähnlichen Fällen einfach dem Hergott tüchtig seine Meinung zu sagen, um alsdann gleich wieder zur Tagesordnung überzugehen. Es muß also bei ihm diesmal tiefer liegen.

Die vorderste Kuh Hoffert — sie weiß nicht, daß sie in einer Stunde den Gang nach dem Schlachthaus in Steineren antreten muß — macht jetzt ohne Arg den Versuch, in die Finsternis von Jakobs Gedanken eine hellere Note zu bringen, indem sie ihm unversehens ihre raube Zungenspitze unterm Kinn durchzieht, jedoch nur mit dem Erfolg, daß der so Angefreundete ihr einen leichten Schlag auf die Wexen versetzt. „Gang du weg mit deinem Blödsinn, ich kann mich jetzt nicht mit dir abgeben!“ Gleich darauf kraut er dem Tiere begütigend am Halswulst. „Es ist nicht so böß gemeint. Du weißt ja das andere nicht, du dumme Lobe. — Das was heute mit dir sein muß, das bring' ich dann allenfalls schon noch in Ordnung — vorher — das versprech' ich dir, Hoffert. Mit dem Streuni mußt du den sauern Gang nicht machen. Das hättest du nicht verdient, wenn du schon manchmal beim Melken nicht die Frömmste gewesen bist. Ich will beim Eid dafür sorgen, daß du nicht lang im Schlachthausstall stehen und plärren und vor Angst schier vergehen mußt, wenn drinnen die Säue abgemorßt werden. Ich will dem Schlachthausknecht aus meinem Sack zwei Franken geben, damit er dich auf zünftige Weise mit dem Schießeisen anständig umbringt. Das tu' ich, da kannst du Gift darauf nehmen. — Aber von einem gewissen Fall kann ich dir nichts sagen. Das würdest du nicht verstehen. Du bist nur eine Kuh.“ Und Jakob Stockauer studiert weiter, ohne daß ihm vorläufig irgendwelche Erleuchtung zuteil geworden wäre.

Gestern abend, während man eben beim Nachtessen saß, ist der Briefträger Zumsteg mit tropfendem Mantel in die Stube getreten und hat ihm ohne Umstände sechzehn Hunderternoten auf den Tisch hingezählt. Auf der Rückseite des abgerissenen Mandatstreifens war nur das knappe Sätzchen zu lesen: „Von der Base Elisabeth in Großhauen, daß du einmal ein Anfängelein hast.“

Jakob Stockauer hat das Bündel Geld in den Sack gesteckt und hat weitergeessen, als ob nichts geschehen wäre. Aber plötzlich ist es ihm wie Feuer in Hals und Kopf

gefahren: Wenn der Reichtum reichen würde? Die Gret! — Grete Züblin!...

Ach Gott, da ist ja schon die dumme Befinnung wieder dagewesen: Sie hat zwanzigmal mehr, dreißigmal mehr! — Und dann kam es wie ein aufrichtiger Glückwunsch vom obern Tischende über die duftende Kartoffelrösti zu ihm her: „Wißt Ihr was, Jakob — jetzt könnt Ihr die Mline Käch am Ende doch noch heiraten.“

Ja, das hat sie ganz ernsthaft zu ihm gesagt. Die Grete Züblin, vor der er nie ein Sterbenswort über die Scheidwegmagd verloren. Wißt Ihr was — jetzt könnt Ihr — die Mline Käch am Ende doch noch heiraten. —

Es ist Zeit. Jakob Stodauer hat sich umgekleidet; er steht wieder im Stall und hat der Kuh Hoffert bereits die Strichhalfter angelegt, nun macht er die Halskette los, die klirrend zu Boden fällt.

„Komm jetzt, gäll!“ Er spricht die Worte wehleidig, fast zärtlich. Die Kuh folgt ihm mit ahnungsloser Selbstverständlichkeit. „Sei nur ganz vergnügt, Hoffert, wir machen es gnädig mit dir, du mußt nicht lang leiden“, verspricht er ihr noch unter der Türe.

Die Grete kommt vom Haus herüber. „Den Gesundheitschein müßt Ihr noch haben, Jakob.“

Sie gibt ihm das zusammengefaltete Blatt, und er steckt es, sich von ihr abwendend, in sein Sackbüchlein.

Sie hat gleichwohl bemerkt, was er vor ihr verbergen wollte. „Aber bitte — Ihr nehmt doch das viele Geld nicht mit? Das könnte schön herauskommen!“

Er stußt einen Augenblick, dann fährt es ihm unfreundlich heraus: „Wenn der Herrgott die Kartoffeln erfrieren läßt und die Bohnen, die schon spinnen wollen, braucht unsereiner auch nicht das zu machen, was alle Leut süß dünkt!“

Da tritt sie ihm dicht unter die Augen, ihre Worte sind bewegliche Bitte: „Tut es mir zulieb und laßt das Geld da! Es würd' Euch reuen nachher! Der Vater sagt auch, jetzt müsse es eine Wendung nehmen. Er hat etwas vor mit Euch. Ihr macht ihn wild, wenn Ihr das Geld vertut.“

Er langt mit der Linken zögernd nach der Rodtasche, in der das Sackbüchlein steckt, läßt die Hand aber gleich wieder fallen. Schräg an ihr vorbeisehend würgt er verbissen, müßtrauisch heraus: „Ich versteh' Euch ganz genau. Ich weiß schon, wo's wieder hinaus will, so ein Tubel*) bin ich nicht.“

„Also — gut“, gibt sie nach einigem Besinnen zu. „Es ist kein Fehler, wenn Ihr es merkt. Etwas versprochen habt Ihr der Mline halt doch.“

Da wendet er sich mit einem heftigen Ruck von ihr ab. „Komm, Hoffert, hü!“

Jakob Stodauer schreitet vor dem ihm gelassen nach-trottenden Tiere her an Aedern und Wiesenbreiten hin gemächlich die leicht fallende Straße hinaus. Der Regenschirm vervollständigt seine Erscheinung; nicht ohne äußern Grund, denn es machen sich nach dem überhellen Morgen bereits Zeichen eines nahen Umschlages bemerkbar.

Vor dem ersten Rank blickt er sich, den Kopf nur leicht drehend, mit schielenden Augen nach dem Hofe um.

*) Beschränkter Mensch.

Die Grete steht noch auf demselben Platz vor der Stalltüre. Vielleicht hat sie sich jetzt vorgenommen, von dieser Sache nicht mehr anzufangen, und das ist ihm eine farge Genugtuung. Aber sein bescheidenes Glück liegt in Scherben. Er könnte weinen vor Zorn und Schmerz.

Nun sieht er nur noch die obern Fenster, und bald sind Haus und Scheune seinem Blick entschwunden. „Alles fertig!“ sagt er halbblaut zu sich selber. „Ganz fertig.“

Beim Sandacker, der an den Wald hinabstößt, steht er unwillkürlich still und sieht sich die Verwüstung an, die der böse Morgen angerichtet hat. Die üppigen Kartoffelstauden, zum Teil schon stark genug zum Behäufeln, lassen ihre vom Frost versengten Stengel und Blätter traurig hängen. Jakob Stodauer schüttelt heftig den Kopf: „So etwas!“... Weiter unten im Bodenholz sind auch die zarten Frühlingstrieb der jungen Weißtännchen, Buchen und Eschen jämmerlich erfroren. Er mag nicht zweimal hinsehen.

„Geh du nur gern ab der Welt!“ wendet er sich an die Kuh Hoffert, die, wie ihm scheinen will, auch ein bißchen tiefsinnig geworden ist. „Geh du nur gern, es ist da nicht alles richtig regiert. Und eine Hoffart bist du halt auch nicht mehr, das ist vorbei. Eine Meggkuh muß sich schiden. — Freilich, wenn du reden könntest und alles wüßtest, dann würdest du vielleicht jetzt sagen: So, ist das der Dank dafür, daß ich acht Kälber geworfen und beim Aedern und Seueinführen mich gewehrt habe wie ein Ochs, der nie einen Tropfen Milch gibt? Denkt nur darüber nach, wenn ihr mein Fleisch freßt, ob ich nicht noch ein Jährchen oder zwei das Gnadenbrot verdient hätte? — Geb' ich zu, geb' ich alles zu; ja du hast wader geschafft. Aber hast du daneben auch studieren müssen, wie ein Mensch manchmal studieren muß? O, du hast keine Ahnung! Du meinst vielleicht, es könne einer nicht um ein Mädchen verrückt werden, wenn er nur ein Knecht ist. Wer hilft mir jetzt ergrübeln, was ich mit mir selber anfangen soll?“

III.

„Es dünkt mich, Ihr habt heut nicht die gute Stunde“, sagt die Wirtin zur Metzgerstube zu Jakob Stodauer, der mit der gemächlichen Vertilgung einer Knadwurst beschäftigt ist und zwischenhinein etwa einen Schluck Most aus dem vor ihm stehenden Henkelglase nimmt.

„Man ist nicht alle Regentage gleich gut aufgelegt“, gibt der Gast nach einer Weile kleinlaut zu, während er mit einem Bissen Weichbrot die Brosamen auf der Tischplatte tupfend zusammennimmt.

„Noch jedesmal habt Ihr dem Metzgerburischen einen Liter oder zwei Wein bezahlt, wie das der Brauch ist“, fährt die Frau mit offenem Vorwurf weiter. „Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß aus dem Schmalzbodenknecht so ein schäbiger Rappenspalter werden könnte.“

„Der Mensch ändert sich, bis er stirbt“, läßt sich Jakob Stodauer gelassen vernehmen. „Das Trinkgeldgeben und Weinblechen ist dem Meister seine Sache.“ In Wirklichkeit hat er geknauert aus Besorgnis, eine seiner Noten wechseln zu müssen.

Die Wirtin macht keinen Versuch mehr, den Zugenköpften umzustimmen. Es kommen andere Gäste in die Stube, die zu bedienen sind. Der reiche Grünbächler von

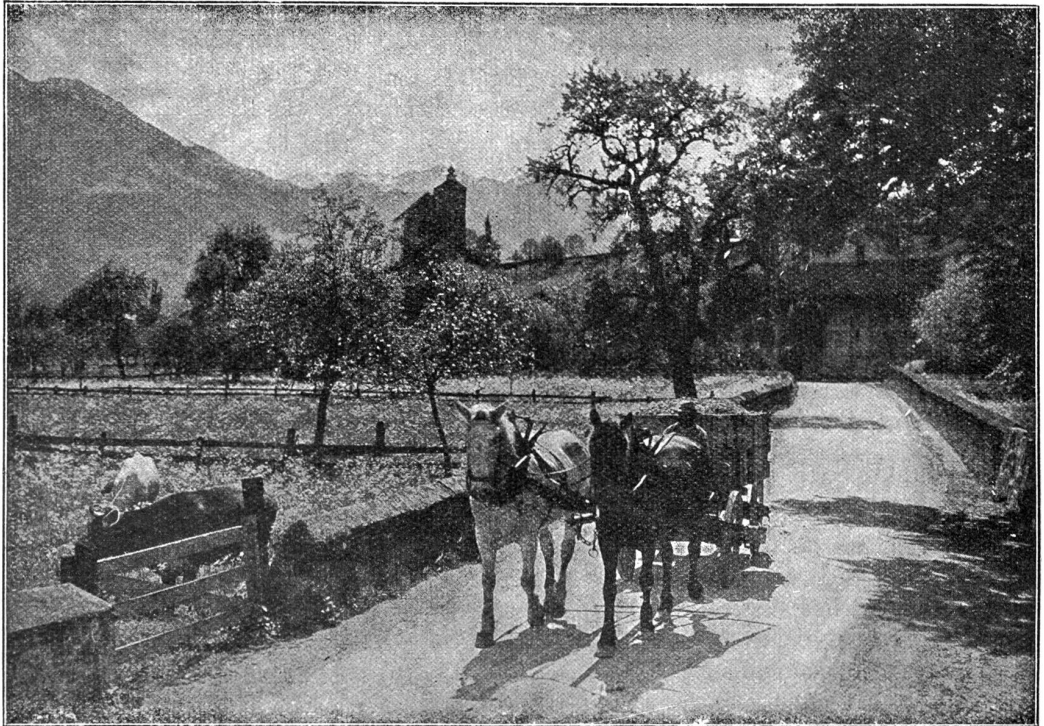
Eggrüti, der Deri von Gutengrund mit dem kleinen Kopf und den halbhandgroßen, aufstehenden Ohren; der Großwanger im Känel und der Semi Wiesler vom Hubaderhof, der einen Bund verknoteter, schmutziger Stricke in der Hand trägt. Er ist dafür bekannt, daß er seinen Bedarf an Halftern und Strängen immer im Schlachthaus deckt, obgleich er sich damit einmal die Seuche in den Stall geholt hat. Alle vier sitzen sie an dem sogenannten Bauertisch, das ist ihr Stolz und ihr Recht. Sie tun unter sich ein wenig groß; jeder will in der letzten Zeit irgendeinen Schick gemacht haben. Der eine hat am Mai-

markt einen Ochsen eingehandelt und ihn eine halbe Stunde später mit fünfzig Franken Profit weiterverkauft. Der andere hat eine abgehende Prämienkuh, die kaum noch einmal zum Kalbern kommen wird, einem Nachbarn gegen ein vierjähriges Roß vertauscht, das unter Brüdern ein Drittel mehr wert sein soll als die alte Schelle. Der Wiesler vom Hubaderhof weist an Hand von Zahlen nach, daß er mit dem Einkauf des Bundes Schlachthausstricke in einer Viertelstunde einen Taglohn verdient habe. So geht es fort, bis ein Kartenspiel auf dem Tische liegt, das die vier allsgleich zu verwandten Seelen macht und ihrem Denken und Dasein zum Mittel- und Ruhepunkt wird.

Jakob Stodauer sitzt unbeachtet am Seitentisch hinter seinem halbgleeren Mostglase. Er denkt an sein Geld. Er denkt: Wenn die da drüben eine Ahnung davon hätten, dann wär' ich vielleicht auch vorhanden für sie. Dabei tastet er unwillkürlich mit der Linken nach der Rodtasche. Ja, der Schatz ist noch da.

Dann wandern seine Gedanken nach dem Schmalzboden hinauf, wo die Grete sich jetzt über ihn ärgern wird. Die soll sich nur ärgern! Er glaubt auf einmal, nun ganz mit ihr fertig zu sein. Hat sie ihm etwas zu befehlen? Wenn er gern seinen ganzen Plunder auf dem Schmalzboden dahinten läßt und zehn Stunden weit von dort eine andere Stelle nimmt, wenn er gern auf dem Weg sein Bündel Noten irgendwo über ein Brüdengeländer hinauswirft oder in einem nobeln Gasthof verpraßt, so ist das seine Angelegenheit. Im gleichen Augenblick ertappt er sich über einer sonderbaren Erwägung: Muß die Aline Räch nicht in den vielen Jahren, wo sie doch nie etwas verbraucht hat, ein schönes Häuflein Geld sammelgepart haben?...

Nebenbei sieht er den Fassern am andern Tisch ein Weilchen zu. Er bemerkt, wie der Wiesler vom Hubader-



Beim Dorfausgang.

hof eine Karte im Rodärmel verschwinden läßt und dafür eine andere aus dem eben gewonnenen Stich aufnimmt. Bist auch nicht der Schönste, denkt er bei sich.

Inzwischen ist wieder jemand in die Stube gekommen. Jakob Stodauer sieht sich nachlässig um und fährt ordentlich zusammen: es ist seine Meisterstochter, es ist Grete Züblin. Als ob es auf der runden Welt nichts selbstverständlicheres geben könnte, nimmt sie an seinem Tische ihm schräg gegenüber Platz und bestellt eine Tasse Kaffee.

„Ist die Reise gut abgelaufen?“ fragt sie gelassen und leutselig. Sie weiß nichts mehr von seinem sadgroben Benehmen daheim vor der Stalltüre. Oder sie hat ihm alles schon ganz und gar vergeben.

„O, wir haben uns schön Zeit gelassen, die Hoffert und ich.“ Er gibt sich aus redlichem Herzen Mühe, seinerseits auch den Versöhnten zu spielen. Und er ist versöhnt. Ihre Anwesenheit ist ihm ein Glücksfund, das Geld sogar ist auf Augenblicke vergessen.

Der Vater habe sie hergeschickt, um mit dem Metzger Fehr abzurechnen, da auch sonst noch dies und das im Städtchen zu besorgen sei, berichtet Grete unbefangen. Er erfährt des weiteren von ihr, daß sie Roß und Rennwägelchen in der Krone eingestellt habe und daß es ihr recht wäre, wenn er mit ihr heimfahren würde. Der Fuchs sei über die Regentage so überfällig geworden, vor jedem Straßenstein mache er einen Seitensprung.

Nun gibt es für Jakob Stodauer keine Welträtsel und keine Lebensfragen mehr. Waren mit Gretens unverhofftem Eintritt in die Metzgerstube alle seine verworrenen Pläne von Durchbrennen und Geldverklöpfen wild durcheinander und über den Haufen geworfen worden, so möchte er jetzt bei der Vorsehung geradezu Abbitte tun für etwaige im Unwillen gemachte kritische Bemerkungen. Ja, er könnte ihr sogar den Reif von heute morgen verzeihen.

Die Welt ist immerhin doch eine wunderbare Erfindung, wenn man bedenkt, daß er jetzt neben Grete Züblin andert-halb Stunden weit nach dem Schmalzboden hinauf fahren darf, und daß sie es vielleicht sogar ein bißchen bereut, ihn wegen einer so einfältigen Sache erzürnt zu haben.

In einer Stunde etwa soll eingespannt werden. Bevor Grete weggeht, um ihre Einkäufe zu machen, rückt sie, nur so ganz nebenbei, mit einer kleinen Anregung aus. Ob er nicht die Gelegenheit benutzen und sein Geld auf die Bank tun wolle? Es sei doch da vorläufig versorgt und trage ihm dazu schon vom ersten Tag an Zinsen ein.

Aha — das Geld!

In Jakob Stodauers blauen Himmel hinein ist eine dicke Wolke gefallen, die diesen ganz zu überziehen droht. Ach — jetzt ist die Gret am Ende nur aus Angst um sein Geld in die Stadt gekommen!...

Etwas betreten lehnt er den guten Rat ab. „Ich gebe das Geld nicht aus der Hand. Es ist besser, wenn ich dabei bin.“ —

Sie verbirgt ihre Ungehaltenheit. „Also — macht das, wie Ihr's für gut findet. Ich meinte nur so. Aber mit dem Heimfahren, das gilt doch?“

„Ja, ja, das gilt.“

Jakob Stodauer verkürzt sich die Wartezeit damit, daß er, den Schirm an den Arm gehängt, durchs Städtchen schlendert, die einzige Gasse hinauf und hinab, und sich die Auslagen ansieht, das bemalte Haus zur vordern Geduld und den Römerturm. Die Noten im Sackbüchlein geben seinen Schritten, wie es ihm selber vorkommt, einen festen Klang. Er schätzt die Menschen, die geschäftig, zum Teil hochmütig an ihm vorbeigehen, so nebenbei nach Anzug und sonstigem Gebaren auf ihren Besitzstand ein; ja er ertappt sich über dem wunderlichen Wunsch, der eine oder andere möchte bei ihm einen Blick durch Kittel und Sackbuch hindurch tun können. Vor dem großen Bankgebäude mit den steinernen Frauenköpfen über dem Portal bleibt er unwillkürlich einen Augenblick stehen. Wie wäre es denn, wenn er nun — der Grete zulieb — — — Nein! Da muß er erst noch einmal gründlich nachdenken. Der Schatz hat allgemach in seiner Seele Gewicht bekommen...

(Fortsetzung folgt.)

Zusammenhalten.

(Sonntagsgedanken.)

Wir stehen zweifellos vor einem Winter, der viel Sorge bringen wird. Schon heute ist die Arbeitslosigkeit groß und es ist damit zu rechnen, daß sie noch weitem Umfang annehmen wird. Wir sind uns gewöhnt, uns nur noch an Hand von Zahlen ein Bild der Arbeitslosigkeit zu machen. Wir strengen uns kaum mehr an, uns zu überlegen, und uns vorzustellen, wie viel Kummer und Sorge in diesem Wort ist. Liegt vielleicht nicht gerade in dieser modernen Sachlichkeit, mit der wir an alles herantreten, der schlimmste Fluch unserer Zeit? Ist nicht die Not gerade deshalb so groß, weil wir an den Mitmenschen innerlich gar keinen Anteil mehr nehmen? Wir sind wohl bereit, Armenlasten zu tragen, Wohltätigkeitsinstitutionen zu unterstützen, aber damit muß alles sein Bewenden haben. Wir wollen dann persönlich in Ruhe gelassen werden, wollen uns nicht persönlich um den in Not geratenen Bruder kümmern. Das ist nach der geltenden Auffassung Sache des Staates und der Gemeinden und ihrer Fürsorgeinstitutionen. Ja, wir tun

uns nicht wenig zu Gute auf die Einrichtungen, die wir alle geschaffen haben. Und doch hat es noch selten eine Zeit gegeben, in der so viele Menschen, wie heute, sich der Verzweiflung in die Arme werfen und dem Leben den Tod vorziehen. Zugegeben, daß diese Erscheinung in hohem Maße mit den schweren sozialen Verhältnissen zusammenhängt, andererseits muß jedenfalls beobachtet werden, daß wir noch in keiner Zeit so ausgedehnte Fürsorgeinstitutionen besaßen, um der Not zu begegnen, wie heute. Und trotz alle dem, die unbefriedigenden Ergebnisse, die große Zahl derer, die der Verzweiflung nahe sind. Die heutigen Erfahrungen lehren uns deutlich genug, daß es mit Institutionen und Organisation nicht getan ist. Der von der Sorge Bedrückte braucht eben in den meisten Fällen nicht nur wirtschaftliche und soziale Hilfe. Was ihn am meisten bedrückt, ist, daß er sich als Arbeitsloser aus der Gesellschaft und der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen fühlt. Dagegen hilft keine wirtschaftliche Hilfe, da braucht es Menschen, die sich dem Betreffenden gegenüber verantwortlich und verpflichtet fühlen. Erst dann, wenn wir so weit sind, daß wir zu einem Arbeitslosen ehrlich sagen können: Deine Not ist meine Not, kommen wir bis zu einem gewissen Grade dem nach, was Christus unter Nächstenliebe versteht. Nicht Organisation ist notwendig, sondern das Erwachen der persönlichen Verantwortlichkeit und innere Anteilnahme, die uns dem Bedrückten gegenüber verpflichtet. Erst wenn wir wieder so weit sind, dürfen wir sagen, daß wir im richtigen Sinne des Wortes zusammenhalten. Das Zeichen unserer Zeit ist gerade das, daß wir nicht zusammenhalten. Wir schaffen wohl Gesetze und Institutionen, die einen gewissen Rahmen um uns bilden, und die uns zusammenhalten sollen. Gerade in diesem Punkt liegt der Unterschied: Wir halten nicht mehr zusammen, aber wir werden durch gewisse äußere Bindungen zusammengehalten, daß diese auf die Dauer nicht helfen, dafür ist Deutschland ein lebendiges Beispiel. Lassen wir uns warnen, und zur Umkehr aufrufen, daß wir im Sinne Zwinglis zu einem Volk werden, das durch den Glauben miteinander verbunden ist und zusammenhält. Der Glaube ist die Quelle, aus dem alle Gemeinschaft fließt und ohne den es überhaupt keine echte Gemeinschaft gibt. Zwingli hat in einer Zeit, die der unsrigen in vielem gleich, unerhört machtvoll entschieden den Glauben an die Botschaft Gottes in Jesus Christus verkündet, und damit einer neuen Zeit die Tore geöffnet. Haben wir noch die Kraft, uns ebenso entschieden zu unserem Glauben an das Evangelium zu bekennen, daß wir durch diesen selbst im Innersten zusammengehalten werden? F.

Aus Jakob Böharts „Baufeine zu Leben und Zeit.“

Die meisten Helden gehen an ihrer Doppelnatur zugrunde. Sie wollen etwas Großes, aber in ihnen haust ein Dämon, der das Entgegengesetzte will. Er lähmt ihre Stokkraft, er stellt ihnen im entscheidenden Moment ein Bein. Sie fühlen sich selber in diesem Dämon schuldig, und die Welt stimmt ihnen zu. Der Dämon haust im Unterbewußtsein und wird nur etwa in Augenblicken der Selbstschau erkannt, zum Beispiel vor wichtigen Entscheidungen. Da mag es geschehen, daß ein Held vor sich selbst zittert, ja, daß er sich selber richtet, vernichtet.

Der Kluge ist sich nie ganz satt, er denkt immer, es könnte noch etwas Besseres nachkommen.

Warum bei Kindern die Eindrücke so fest haften? Weil sie mit dem Gemüt mehr als mit dem Kopf erfassen, das heißt mit dem feineren Werkzeug.